

Ein paar Gedanken zum Thema Fußball-Romantik ...

Jeder Fußballspieler erinnert sich noch an seinen ersten Trainer. Meiner hieß Willi Pfeifer. Ein schon älterer, freundlicher Herr, der einen ebenso freundlichen, fast weichen und mir unbekanntem Dialekt sprach, ostpreussisch, wie ich später erfuhr. Er kam aus Königsberg und hatte den ganzen Wahn des letzten Jahrhunderts hautnah erlebt. Nach Krieg, Flucht und Vertreibung war er mit seiner Familie in Hassendorf heimisch geworden, einem kleinen Dorf in der Nähe von Bremen, das die Grundversorgung seiner Bewohner durch eine Gaststätte sowie ein paar Zigaretten- und Kaugummiautomaten sicherstellte. Später kam noch ein Getränkemarkt dazu.

Willi Pfeifer saß für die SPD im Gemeinderat und trainierte die C-Jugend des TV Hassendorf, also die unter 14-Jährigen, egal, ob sie gerade erst eingeschult worden waren oder bereits am Konfirmandenunterricht teilnahmen. Die Auswahl war nicht besonders groß, vor allem die Bauern des Dorfes sahen es nicht gerne, dass ihr Nachwuchs Fußball spielte. Während der Erntezeit erteilten sie ihren Söhnen ohnehin keine Freigabe, aber auch wenn mal gerade nicht geerntet wurde, schien das Leben auf einem Bauernhof in erster Linie aus Arbeit zu bestehen und wenn sich jemand beim Sport verletzte und zu Hause nur noch eingeschränkt einsatzfähig war, gab es für unseren Trainer Ärger.

Trotzdem stand er an Spieltagen immer wieder auf der Matte, um bei allem Verständnis für landwirtschaftliche Belange auch auf seine personellen Engpässe zu verweisen. Oft verfolgten wir aus seinem goldbraunen Ford-Mustang gespannt den Verlauf der Verhandlungen. Herr Pfeifer, wie wir ihn ansprachen, ließ dabei stets den Motor laufen, vermutlich, um der Dringlichkeit seines Anliegen Ausdruck zu verleihen. Wenn er es geschafft hatte, jemanden loszueisen, herrschte bei uns im Auto großer Jubel, denn je näher wir der magischen Zahl

von elf Spielern kamen, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, an diesem Nachmittag nicht komplett chancenlos unterzugehen.

Anders als bei den Punktspielen lag die Trainingsbeteiligung meistens auf stabil hohem Niveau, was aber nicht so sehr mit den Inhalten zu tun hatte. Die waren vorhersehbar: Erst drehten wir zwei Runden um den Platz (vor Spielen durften wir uns überhaupt nicht aufwärmen, weil wir sonst schon beim Anstoß müde wären, wie Herr Pfeifer uns erklärte), anschließend wurden Mannschaften gewählt und dann ging es los. Während wir kickten, lehnte sich der Trainer gegen die Eisenstange der Sportplatzumrandung, verfolgte unsere Bemühungen um Ballkontrolle und griff nur bei wirklich strittigen Situationen ein: Tor oder Linie, Foul oder Ball gespielt, abseits oder gleiche Höhe. Die Abseitsregel legte er gewöhnlich recht großzügig für die Stürmer aus, andererseits musste jemand schon grob umgeholt worden sein, damit er auf Foul entschied. Wer zu Boden ging, weil er meinte, einen Kontakt gespürt zu haben, hatte bei ihm ganz schlechte Karten. Die meisten von uns zeichneten sich allerdings durch eine dem Sport angemessene Standfestigkeit aus.

Entscheidend war für uns aber nicht so sehr auf dem Platz, sondern nach dem Training. Dann belohnte Willi Pfeifer unseren Fleiß und schickte zwei Spieler in die neben dem Sportplatz gelegene Vereinsgaststätte „Zum Lindenhof“, um eine Kiste „Sinalco“ zu kaufen. Die Limo war auch für mich Anreiz genug für regelmäßige Teilnahme, zu Hause gab es nur Früchtetee. Mehr als eine 0,2-Liter Flasche war aber nicht drin: „Das schwitzt ihr sonst nur aus“, lautete eine seiner weiteren, auf wahrscheinlich wackeligem Fundament stehenden Erklärungen, der wir Glauben schenken mussten, ohne dass sie uns direkt einleuchtete. Schließlich hatten wir Durst und das mit dem Schwitzen sahen wir nicht so eng.

Der mittlerweile abgerissene „Lindenhof“ war eine dieser klassischen, solider Hausmannskost verpflichteten niedersächsischen Landgasthäuser, wie es sie in den 70er-Jahren noch in nahezu jedem Dorf gab. Mit Tresen, Flipper, Kegelbahn und einer Musikbox, aus der

andauernd „Fernando“ von ABBA lief. Über dem Zigarettenautomaten hing ein Kasten mit jeder Menge Schlitzern, dessen Funktion mir lange Zeit rätselhaft war, bis mir jemand verriet, dass die Mitglieder eines Sparclubs ihr Kleingeld in diesem Kasten deponierten, um es am Jahresende beim sogenannten Sparclubessen auf den Kopf zu hauen. Ebenfalls noch in Erinnerung sind die schweren HB-Aschenbecher auf den beiden Stammtischen – an einem saßen die Werder-Fans, am anderen die vom HSV.

Seine besondere Note erhielt die Kneipe durch ihren Besitzer, einen ständig mies gelaunten Wirt, der Heinz oder Hans hieß und dessen zerfurchtes Gesicht Mahnung genug war, den Kontakt zu ihm auf das Allernötigste zu beschränken. Gäste waren in erster Linie Eindringlinge, und jüngere Kundschaft wie mich ließ er entweder elendig lange warten oder setzte sie gleich vor die Tür. Vor allem, wenn wir nach dem Training den geheiligten, schon leicht vergilbten Linoleumboden seiner Kneipe in Fußballschuhen betraten, um unsere Kiste „Sinalco“ abzuholen. Ich war immer heilfroh, wenn seine Frau hinterm Tresen den Ausschank machte oder sein Sohn, der bei uns nur selten mitspielen durfte, obwohl wir ihn wegen seines robusten Auftretens gerade gegen körperlich überlegene Gegner gut hätten gebrauchen können. Sein Spitzname „Knochi“ mag andeuten, warum.

Wenn wir nach dem Training Limonade trinkend auf dem Platz saßen, sprachen wir nur selten über unseren nächsten Gegner, umso häufiger dafür über den nächsten Bundesligaspieltag. Willi Pfeifer hatte Spielplan und Tabelle meistens gut im Kopf, verblüffte auch darüber hinaus mit Detailkenntnissen. Eben ein Fachmann. Irgendwann fragte ich ihn nach seinem Lieblingsverein, hatte aufgrund der geographischen Nähe mit Werder Bremen gerechnet und war überrascht, dass er es mit dem HSV hielt. Obwohl, so überraschend war es auch wieder nicht. Werder kämpfte in der zweiten Hälfte der 70er-Jahre meistens ums Überleben, die eindeutig größere Nummer im Norden war der Hamburger Sportverein.

Der HSV hatte mit Kevin Keegan gerade einen Spieler verpflichtet, um den ihn die gesamte Bundesliga beneidete und der auch meine Phantasie beflügelte, spätestens, nachdem ich ein persönliches Treffen mit ihm nur denkbar knapp verpasst hatte. Eines Tages wurde Keegan nämlich, wie die „Rotenburger Kreiszeitung“ fett ankündigte, zu Fotoaufnahmen im Nachbardorf Sottrum erwartet. Die dort ansässige Immobilienfirma „Segeha“ wollte mit dem britischen Nationalspieler als Werbebotschafter das ganz große Rad drehen. Unglücklicherweise kam die Zeitung bei uns immer erst nachmittags an und als meine ältere Schwester Friederike, ebenfalls völlig aus dem Häuschen, mich auf diese Sensation aufmerksam machte, war schon alles zu spät. Wir hetzten zwar sofort mit unseren Rädern die vier Kilometer zum Firmensitz, in der Hoffnung, dass sich die Aufnahmen vielleicht in die Länge gezogen hätten und wir doch noch eine der größten Attraktionen der Liga leibhaftig sehen würden, doch statt Keegan sahen wir nur eine freundliche Frau am Empfang, die unseren Schmerz mit einigen Autogrammkarten linderte. Einfühlsam brachte sie uns bei, dass sich der Weltstar gut eine halbe Stunde vor unserer Ankunft auf den Weg zurück nach Hamburg gemacht hatte.

Nun aber schien sich für mich eine neue Tür zum ersten Treffen mit der „Mighty Mouse“, wie der kleine Brite wegen seiner offensichtlich übernatürlichen Fähigkeiten genannt wurde, zu öffnen. Wenn auch aus größerer Entfernung, „Können Sie mich mal mit ins Volkspark-Stadion nehmen?“, fragte ich meinen Trainer erwartungsfroh, so weit weg lag Hamburg auch nicht und dass es selbst einen älteren Fan wie ihn ab und zu mal in die Kurve zog, war für mich ebenfalls kein besonders abwegiger Gedanke. Seine Antwort kam prompt: „Ich fahre nie ins Stadion“, riss Willi Pfeifer mich aus meinen wenige Sekunden währenden Träumereien und präzisierte, noch bevor ich nach dem Grund seiner Enthaltensamkeit fragen konnte: „Im Fußball dreht sich doch alles nur noch ums Geld.“

Ob mir darauf spontan etwas einfiel, weiß ich nicht mehr, halte es aber für unwahrscheinlich. Sicher hingegen ist, dass mich dieses

kurze Gespräch lange beschäftigte und immer noch gespeichert ist. Ich konnte nicht so recht erkennen, wo genau das Problem lag. Mit dem Sport möglichst viel Geld zu verdienen, hielt ich nicht nur für wenig verwerflich, sondern für im Gegenteil dringend geboten. Schon aus wohl verstandenem Eigeninteresse. Fußballprofis waren meine Helden, und wie sollte ich zu jemandem hinaufschauen, der sich in der Gehaltsklasse meines Vaters bewegte und einen Mittelklassewagen fuhr? Nein, so funktionierte das nicht. Ich wünschte den von mir Bewunderten ein artgerechtes Leben mit allen Annehmlichkeiten und möglichst auffälligen Sportwagen. Sie hatten es sich verdient! All das behielt ich natürlich für mich, ich sprach Willi Pfeifer auch nie wieder auf den HSV und mögliche Stadionbesuche an, weil ich spürte, dass unsere Vorstellungen vom Fußball zu unterschiedlich waren. Wir beide liebten das Spiel, aber jeder auf seine Weise. Es trennten uns eben ein paar Generationen.

Jedenfalls muss ich oft an meinen ersten Trainer denken, wenn mal wieder von Fußballromantik die Rede ist, ein zunehmend problematischer Begriff, den auch ich im Untertitel zu meinem ersten Buch über legendäre Niederlagen des FC Bayern benutzt habe, worüber ich heute nicht mehr so ganz glücklich bin. *(Gestatten Sie an dieser Stelle die kurze Werbeunterbrechung, nur ein Spot, dann geht es weiter: Das Buch „Als es den Bayern noch ans Leder ging“, ein Prachtband, der sich überwiegend mit erinnerungsdenkwürdigen Pleiten der 70er- und 80er-Jahre beschäftigt, ist immer noch erhältlich. Zum Selberlesen ebenso zu empfehlen wie als Geschenk. Und bei einem Preis von 18 Euro für 13 überwiegend deftige bis demütigende Niederlagen unseres erfolgsverwöhnten Rekordmeisters kann man ohne grob zu übertreiben von einem sensationellen Preis-Leistungs-Verhältnis sprechen. Also: Bestellen Sie noch heute!).*

Wer oder was ist eigentlich ein Fußball-Romantiker und wo findet er noch einen intakten Lebensraum vor? Beim SC Freiburg vielleicht, der vor dem DFB-Pokalfinale 2022 gemeinsame Fanartikel mit RB Leipzig untersagte? Wie übrigens schon im Jahr zuvor Borussia Dort-

mund, das Sturmgeschütz des deutschen Fußballs im Kampf gegen jede Form von Kommerzialisierung. Man wolle „keine gemeinsame Sache mit einem Konstrukt machen“, hieß es aus Freiburg, außerdem sei RB nur das Marketinginstrument eines Getränke-Milliardärs. Da ist schwer etwas gegen zu sagen, nur wissen die Freiburger auch, wer ihnen auf ihren hoffentlich ausgedehnten Touren durch die europäischen Wettbewerbe noch so alles über den Weg laufen könnte? Wenn es ganz dumm läuft irgendwann einmal Newcastle United, dessen Anhang ganz außer sich vor Glück ist über den neuen Besitzer aus Saudi-Arabien. Immerhin machte er den Verein zum angeblich reichsten Klub der Welt, der sich locker Kylian Mbappé hätte leisten können. Aber der Franzose entschied sich wie wir wissen gegen einen Wechsel wohin auch immer und für einen Verbleib in Paris, es hieß, ein „sentimentaler Aspekt“ sei ausschlaggebend gewesen, seine Geschichte dort noch nicht zu Ende. Und angeblich 100 Millionen Euro netto jährlich dürften für ein gutes Ende dieser Geschichte sorgen. Übrigens genau die Summe, mit der die Bundeswehr ihre fast schon chronische Auswärtsschwäche überwinden und wieder flott gemacht werden soll. Oder waren es Milliarden? Die Anzahl der Nullen war jedenfalls beträchtlich und in beiden Fällen will man lieber nicht so genau wissen, woher das Geld kommt. PSG wäre jedenfalls ein mindestens ebenso problematischer Gegner für den SC Freiburg, und warum der FC Liverpool oder Arsenal, Juve oder Inter, Real Madrid oder der FC Barcelona (die Liste ist so lang, dass ich spielend Zeilen schinden könnte) hierzulande immer noch vom Nimbus altehrwürdiger Fußballtradition zehren, während, sobald der Name RB Leipzig fällt, das Näschen gerümpft wird und der Chor der Anständigen seinen Wertekanon anstimmt, verstehe wer will. Ich bin als Fan eines wackeren Drittligisten für Fragen der höheren Doppelmoral ohnehin der falsche Ansprechpartner.

Nächster Versuch: Können wir wenigstens vom Kuttenträger, dem Straßenfußballer unter den Fans, lernen, wie eine halbwegs romantische oder wenigstens widerspruchsfreie Beziehung zu unserem Lieb-

lingssport funktioniert? In Ehren ergraut, mit schütterem Haupthaar und liebevoll ungepflegtem Schnauzbart, der sich zwar nicht ausschließlich, aber zumindest an Spieltagen mit Zigaretten, Bier und Bratwurst über Wasser hält. Bei Hertha BSC, Schalke 04 oder dem HSV finden sich erfreulicherweise noch Restexemplare dieser einst sehr dominant auftretenden Spezies, die aber wie ihre Lieblingsvereine ihre beste Zeit hinter sich zu haben scheinen. Über ihren aktuellen Bestand gibt es nur vage Schätzungen, dass er sich aber jemals wieder erholen wird, ist unwahrscheinlich. Wohl auch wegen seiner Ernährungsgewohnheiten eher was fürs Fußball-Museum.

Die Population der „Ultras“ hingegen scheint weniger gefährdet, auch sie reklamiert für sich, den Wurzeln dieses Sports noch ganz nah zu sein. Der Verein ist ihnen alles, der einzelne Spieler schon sehr viel weniger. Ihre Rückkehr in die Stadien nach dem Erwachen aus der ich weiß nicht mehr wievielten Corona-Starre wurde in den Medien einmütig bejubelt. Endlich wieder Stimmung, las, sah und hörte man, endlich wieder richtige Stadion-Atmosphäre. Mit Pyros, Bannern und ausgefallenen Choreos. Noch bei aussichtslosestem Rückstand schwenken die „Ultras“ ihre Fähnchen und verlangen vom Personal auf dem Platz, dass es ebenfalls an seine Leistungsgrenze geht. Wenn nicht, kann der „Ultra“ aber hart bis ungnädig werden, zitiert einzelne, wegen angeblicher Passivität auffällig gewordene Spieler in die Kurve, damit sich diese ihrer Trikots entledigen oder die Kapitänbinde ablegen. Sie seien es nicht wert, die Klubfarben zu tragen und für den Verein zu spielen. Auch eine Form von Fußball-Romantik, mir allerdings ein bisschen zu klebrig.

Die kopflastige Variante hat ihren Sitz in Nürnberg, heißt „Deutsche Akademie für Fußball-Kultur“ und beschäftigt sich mit „diskriminierungssensibler Sprache im Fußball“. Auch „Podiumsdiskussionen zu Antidiskriminierungsansätzen“ und der „Come Together Cup – Das Fußballfest der Vielfalt“ schmücken das Programm. Wer eine Antwort auf die Frage sucht, warum dieser Sport immer noch die halbe Welt in seinen Bann zieht, wird auf diesen und ähnlichen Veran-

staltungen möglicherweise fündig. Kann aber auch sein, dass er oder sie sich neu orientiert und auf Alternativen setzt, die ohne akademischen Überbau auskommen. Selbstverständlich leiden die Mitglieder schon mal vorab an der Weltmeisterschaft in Katar und werden nicht müde, die gesellschaftliche Vorbildfunktion des Fußballs zu betonen. Puh! Nach Spielfreude klingt das alles nicht.

Vielleicht geht es ja auch ein paar Nummern kleiner. Und der wahre Fußball-Romantiker ist derjenige, der sich wehmütig an Zeiten erinnert, als der Steilpass tatsächlich noch in den politikfreien Raum gespielt wurde. Als der Fußball im Großen und Ganzen nur das war, was er heute angeblich nicht mehr sein darf – nämlich ein 1:0. Und genau wegen dieser schwerlich zu überschätzenden Eigenschaft für mindestens 90 Minuten Menschen einte, die sich sonst wenig bis gar nichts zu sagen hatten. Jemand, der das Gefühl nicht los wird, dass die seit Jahrzehnten geführten Klagen über die zu- und zu- und nochmal zunehmende Kommerzialisierung des Sports samt ihrer Auswüchse wie RB Leipzig zwar berechtigt, aber eben doch nur ein Teil der Gefahren sind, derer sich der Fußball zu erwehren hat. Dass wir also neben allerlei dubiosen Investoren, Beratern oder Funktionären auch jene nicht aus den Augen verlieren sollten, die vor allem ihre politische Agenda an den Mann und selbstverständlich auch an die Frau bringen wollen. Hätten sich diese Mitschnackerinnen und Mitschnacker nicht einen anderen Sport aussuchen können? Judo zum Beispiel. Oder Golf.

Oder lässt sich aus all den genannten und sicher unvollständigen Vorschlägen so etwas wie ein kleinster gemeinsamer Nenner filtern, der da lauten könnte: Egal, was wir so alles unter Fußball-Romantik verstehen – und dass es höchst unterschiedliche Vorstellungen von ihr gibt, scheint mir offensichtlich –, uns eint die Sehnsucht nach einem Ende der Monokultur in der Bundesliga. Ja, wir sind bereit, eine Menge kommerzieller Albernheiten mitzutragen, auch die „Deutsche-Vermögensberatungs- Halbzeitanalyse“ auf Sky, aber dass in der einstmals heißesten Phase der Saison die Bayern nach Ibiza jetten, um

dort schon einmal vorab ihre nächste Meisterschaft zu feiern, ist ein Schlag ins Gesicht, nein, eine schallende Ohrfeige, wenn nicht gar Spitze des Eisbergs oder doch besser eine Verhöhnung des Fans auf dem Rücken der Bundesliga. Bzw. umgekehrt. Kurz und gut: so etwas gehört sich einfach nicht! Bei Tisch steht man schließlich auch nicht auf, wenn andere noch essen.

„Sollten wir einmal Zweiter werden, ist bei uns akuter Gesprächsbedarf!“, scheint für deren Präsident Herbert Hainer ein Ende dieser uns alle ermüdenden und zermürbenden Alleinherrschaft aber keine wünschenswerte Option zu sein. „Die Konkurrenz kann sich einen Wechsel an der Spitze abschminken“, verspürt auch Oliver Kahn noch ungebremste Lust auf die nächste Bierdusche. Was also ist zu tun? Die Bayern in eine noch zu gründende Operettenliga verbannen? Brauchen wir die Einführung einer Quotenregel mit jährlich wechselndem Meister? Auch dass die Gegner der Bayern künftig aus ihren Reihen den Schiedsrichter stellen dürfen, wäre ein denkbare Ansatz, um für mehr Gerechtigkeit und vor allem Vielfalt, vielleicht sogar Diversity in der Bundesliga zu sorgen.

Bis sich die zuständigen Gremien von DFL und DFB auf eine tragfähige Lösung geeinigt haben, mag die Erinnerung helfen! Daran, dass es auch in der ruhmreichen Vergangenheit des FC Bayern trübere Stunden gegeben hat. Als Außenseiter wie Alemannia Aachen, der 1. FC Magdeburg, der FC St. Pauli, Holstein Kiel, 1860 München, die Stuttgarter Kickers und andere über sich hinauswuchsen und zumindest Vereinsgeschichte schrieben. Hübsch gesammelt in diesem Buch, drei Jahrzehnte Bundesliga-Geschichte, von den 90ern bis heute, mit Anekdoten angereichert, die über den erfreulichen Spielverlauf hinausgehen, von Zeitzeugen kommentiert und zur Nachahmung ausdrücklich empfohlen.

Übrigens: aus meinem Treffen mit Kevin Keegan ist leider nichts geworden. Ein paar Monate vor meinem ersten Besuch im Volksparkstadion wechselte er zum FC Southampton. Ungefähr zeitgleich war die Immobilienfirma, für die Keegan warb, Pleite gegangen und hatte

zahlreiche kleinere Handwerksbetriebe gleich mit in den Abgrund gerissen. Statt der „Mighty Mouse“ erlebte ich an einem ansonsten trüben Novemberabend des Jahres 1980 Michel Platini, der mit zwei höchst sehenswerten Treffern dazu beitrug, dass sein Klub AS St. Etienne den HSV mit 5:0 abschoss.

Obwohl es sich um seinen Lieblingsverein handelte, der da baden ging, hätte Willi Pfeifer bestimmt seine Freude an den Künsten Platinis gehabt, aber alles, was nach Geld roch, war mit seiner Vorstellung vom Fußball nun einmal nicht vereinbar. Wenn ich mir jedoch die Bilder in Erinnerung rufe, wie er an nasskalten Nachmittagen vor unseren Spielen den Platz streute, alle paar Meter gegen die quietschende Karre trat, damit sich der Kalk ein wenig löste, während wir in unserer ungemütlichen, aber immerhin trockenen Umkleidekabine hockten und auf den Anpfiff warteten, dann meine ich tatsächlich einer Antwort auf die Frage, was denn nun eigentlich ein Fußball-Romantiker sei, recht nahe zu sein. Auch wenn er sich selbst vermutlich niemals so genannt hätte.